

wirst«, sagte sie ernst.

»I pass scho auf mi auf«, antwortete Johanna, ebenso ernst.

Sie würde alles tun, dass Danni und Severin nicht allein zurückblieben; solange es irgendwie ging, würde sie bei ihnen bleiben, bei ihnen bleiben müssen.

Sie durfte keine Fehler machen. Die Kinder brauchten sie. Auch wenn Severin das anders sah.

So anders, wie siebzehnjährige Buben etwas anders sehen konnten. Ganz anders eben.

Als Severin herunterkam, war Danni schon weg. Es blieben ihm keine fünf Minuten fürs Frühstück, wenn er den Bus nicht verpassen wollte. Er gab ihr natürlich keinen Kuss, und wenn, hätte der wahrscheinlich nicht nach Zahncreme geschmeckt.

Er stieß nur ein Brummen aus, schenkte sich

einen Kaffee ein und trank ihn geräuschvoll. Er schien nichts essen zu wollen, wie so oft.

Johanna sorgte sich deshalb, er magerte mehr und mehr ab. Jungen im Wachstum mussten essen, aber er tat es nicht, zumindest nicht in ihrer Gegenwart. Sie hatte ihm Brote mit Käse belegt und eingepackt. Wurst und Fleisch aß er gar nicht. Er hatte sie geradezu beschimpft, als er einmal Salami auf seinem Brot vorgefunden hatte, nachdem er sich zum Vegetarier erklärt hatte. Immerhin den Käse hatte sie ihm abhandeln können.

Sie bemerkte erleichtert, dass er ein sauberes T-Shirt trug. Natürlich war sein Kleiderschrank stets voll mit sauberer Wäsche, aber er trug immer dieselbe schwarze Jeans und wechselte zwischen höchstens drei ebenfalls schwarzen, mit grauslich bluttriefenden Motiven bedruckten T-Shirts. Und er hatte immer

dieselbe Lederjacke an, die er auf dem Flohmarkt in Oberau gekauft hatte.

Dass er seit einigen Monaten Kajal um die Augen trug, erschien ihr neben dem allem als Kleinigkeit. Selbst die beiden Piercings in der Augenbraue konnte sie besser ertragen als die feindselige Wortkargheit, mit der er sie traktierte.

»Severin?«, sprach sie ihn vorsichtig an.

»Was«, antwortete er nur, ohne sie anzusehen.

»Der Bua, der mit dir Musi macht, wie hoäßtn der? Der Nette.«

Severin sah sie misstrauisch an. »Warum?«

»Nur so ...« Sie sah ihn nicht an, sondern griff nach der Dose mit den Pausenbrotten. »Mir is nur kommen, dass i dem sein Namen gar ned kenn.«

»Weiß ned, wenst meinst.«

»Der mit dene rötliche, dünne Haar. Mit dem nettn Gsicht, dem rundn.«

»Spacko«, sagte Severin und trank seinen Kaffee aus.

»Spacko? Des is doch koa Name!«

»So heißt er bei uns.« Severin griff nach der Plastikdose und steckte sie ohne Dank in seine Umhängetasche.

»Und wie heißt der wirklich?«

»Wann di jemand beim Namen nennt, dann heißt halt so. Und wannst einen Namen hast, bei dem di keiner nennt, dann heißt ned so. Deshalb heißt er *wirklich* Spacko.«

Er schloss seine Tasche. Dann streifte er die Rucksacktasche mit seiner Bassgitarre über.

»Hab Prob nach der Schul«, sagte er und ging aus der Stube.

Johanna hörte die Haustür lautstark zufallen. Sie stützte die Stirn in die Hände und schloss

die Augen.

Sie dachte nach. Dachte an »Spacko«, wie er verrenkt dalag auf dem schlammigen Boden des Parkplatzes. Sah das vom Blitzen der Waffe erhellte Gesicht des Mannes, seine ungerührten Züge, als er dem Sterben des Jungen zusah.

Sie ging hinüber ins Wohnzimmer zu dem alten, weinroten Tastentelefon und griff nach dem Telefonbuch, das darunterlag. Zögernd blätterte sie darin. Wen konnte sie fragen nach »Spacko«?

Sie kannte kaum einen der Buben mit Nachnamen. Sie entschied sich für Frau Schreier, die Mutter von Inga, einem Mädchen, mit dem Severin bis vor einiger Zeit gemeinsam Hausaufgaben gemacht hatte. Jedenfalls hatten die beiden das behauptet. In den letzten Monaten hatte Inga sich allerdings nicht mehr sehen lassen.